



„Das unsichtbare Erbe:
Verschwundene Baudenkmäler der Habsburgerzeit in Temeswar“

DIE GESCHICHTE DER ÄLTESTEN KIRCHE TEMESWARS

von Astrid ZIEGLER

Zwischen den Fassaden der Gegenwart, im Schatten neu errichteter Häuser und unter dem Pflaster vielbegangener Straßen, liegen in Temeswar Relikte verlорner und fast vergessener Baudenkmäler aus der Zeit der Habsburgerherrschaft. Von manchem Bauwerk, das einst das Gesicht der Stadt prägte, sind heute nur noch Grundmauern geblieben oder eine Steinmetzarbeit aus Sandstein, eine Wandmalerei oder ein paar alte Fotografien. Ihre Silhouetten sind aus dem Stadtbild verschwunden, ihre Geschichte sollte jedoch nicht vergessen werden.



Astrid ZIEGLER
beim Erkunden des ST. Georg-Platzes

In den Spuren, die die verschwundenen Baudenkmäler im Stadtbild hinterlassen haben, verdichten sich politische Umbrüche, städtebauliche Visionen, kulturelle Blütezeiten und manchmal auch Verluste. Wenn solche Orte völlig aus dem Blick geraten, droht mehr verloren zu gehen als nur Stein und Mörtel: Es droht ein Stück des kollektiven Gedächtnisses zu verblassen.

Gerade deshalb lohnt es sich, innezuhalten und genau hinzusehen – auch dort, wo scheinbar kaum mehr etwas steht. Die Reste des Fundaments einer Kirche, ein Bruchstück eines einst riesigen Bauwerks oder die Geschichte eines längst verschwundenen Denkmals, dessen letzte Überreste inzwischen nur noch für den Kenner seiner Geschichte zu finden sind, kann man als noch sichtbaren Bezugspunkt nutzen um die Ge-

schichte dieser wichtigen Bauwerke, die Teil der Temeswarer Stadtgeschichte, der Regionalgeschichte des Banats und nicht zuletzt der europäischen Geschichte sind, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Dieser Vortrag lädt zu einem solchen Hinsehen ein und nimmt 5(fünf) einst wichtige Baudenkmäler, von denen heute nur noch Reste zu sehen sind, in den Blick.

In einem virtuellen Rundgang durch Zeit und städtischen Raum werden im Rahmen einer bebilderten Präsentation das Denkmal der Treue, das Haus zum Prinz-Eugenii-Tor, die Kirche der Bosnischen Franziskaner, die St.Georgs Kirche und die Siebenbürger Kaserne vorgestellt.

Ihren Spuren wird gefolgt über alte Pläne, Fotografien und überlieferte Quellen – so wird Unsichtbares wieder sichtbar gemacht und in die Historie Temeswars eingeordnet. Denn auch wenn diese Bauwerke aus der Habsburgerzeit verschwunden sind, gehört ihre Geschichte weiterhin zur Stadt. Und solange wir sie erzählen, bleiben sie Teil von Temeswars kollektiver Erinnerung.

Die Geschichte der ältesten Kirche Temeswars

Im fünften und letzten Teil meines Vortrags über die verschwundenen Baudenkmäler Temeswars begeben wir uns heute zum St.-Georgs-Platz/Piața Sfântul Gheorghe. Von der ältesten Kirche Temeswars sind dort heute nur noch ein paar Fundamente zu sehen. Doch über Jahrhunderte prägte die Sankt-Georgs-Kirche das religiöse und städtische Leben der Banater Metropole. Ihre Geschichte erzählt von Herrschaftswechselsn, religiösen Umbrüchen – und von einer Stadt, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts neu erfinden wollte.

Wer heute durch die Temeswarer Innere Stadt flaniert, und die Gegend um den Freiheitsplatz erkundet, stößt im Osten auf einen durch Stufen tiefer gelegten und dadurch wie ein Amphitheater wirkender Platz, der den Namen St.-Georgs-Platz/Piața Sfântul Gheorghe trägt.

Dieser Ort, dazu geeignet, dem Alltagstrubel zu entfliehen und inmitten alter Ruinen eine Pause einzulegen, markiert den Standort der Sankt-Georgs-Kirche, des ältesten bekannten Gotteshauses Temeswars. Schriftlich erwähnt wird die dem Drachenbezwinger geweihte Kir-



che, erstmals im Jahr 1323, in der Zeit Karl Roberts von Anjou, der Temeswar als erster ungarischer König als Residenz gewählt hatte, doch Historiker gehen davon aus, dass der Bau möglicherweise noch älter ist.



**Die St.-Georgs-Kirche in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg.
Die Abbildung wurde mit KI optimiert und koloriert**

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Die Kirche, die in der Nähe des Schlosses gelegen war, entwickelte sich rasch zu einem zentralen religiösen Ort der Stadt.

Mit der Eroberung Temeswars durch das Osmanische Reich im Jahr 1552 änderte sich auch die Bestimmung der St.-Georgs-Kirche, die in eine Moschee umgewandelt wurde und während der rund 164-jährigen türkischen Herrschaft als muslimisches Gebetshaus diente. Dafür wurde der Bau wohl entsprechend umgestaltet, christliche Elemente zerstört oder überdeckt, um das Gebäude für den religiösen Alltag der osmanischen Gesellschaft nutzen zu können.

Rückkehr zum christlichen Gotteshaus und barocker Neubau

Als Prinz Eugen von Savoyen Temeswar im Jahr 1716 für die Habsburger eroberte, begann eine neue Phase für die Stadt und für die Kirche. Das Gebäude wurde zunächst vom Militär genutzt, unter anderem als Lager- oder Pulvermagazin.

Später übernahmen die Jesuiten das Gotteshaus. Dem Orden kam im Banat eine wichtige Rolle beim Wiederaufbau des katholischen Lebens nach der osmanischen Zeit zu. Die Jesuiten restaurierten die durch die lange Zweckentfremdung in Mitleidenschaft gezogene Kirche und nutzten sie erneut für Gottesdienste. Gleichzeitig

gründeten sie in der Nähe Bildungsinstitutionen und ein theologisches Seminar.

Ein Erdbeben im Jahr 1739 beschädigte das alte Gebäude jedoch so schwer, dass man sich entschied, die aus dem Mittelalter stammende Kirche abzutragen und durch einen barocken Neubau zu ersetzen.

Die neue Kirche der Jesuiten Santa Maria Serena entstand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an Stelle der alten St.-Georgs-Kirche, so dass der Platz weiterhin ein bedeutender kirchlicher Mittelpunkt der Stadt blieb.

Warum die Kirche verschwinden musste

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte eine wichtige Phase der Modernisierung Temeswar erfasst. Die einstige Festungsstadt entwickelte sich zu einer modernen, schnell wachsenden Metropole. Stadtplaner wollten das Zentrum neu gestalten und bessere Verkehrsverbindungen schaffen.

1913 beschloss die Stadtverwaltung daher ein umfassendes städtebauliches Projekt, das eine breite Ost-West-Verkehrsachse durch das ehemalige Festungsgebiet vorsah.



**Links im Bild das Priesterseminar um 1906.
Die Abbildung wurde mit KI optimiert und koloriert**

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Die St.-Georgs-Kirche lag genau auf der geplanten Trasse und so wurde die Kirche Santa Maria Serena im Jahr 1914 endgültig abgetragen.



Mit der Entstehung des Domplatzes und dem Bau des Doms hatte der Sankt-Georgs-Platz seine Funktion als kirchliches Zentrum zunehmend verloren und wurde schließlich verweltlicht. Ihn säumten neue imposante Bankgebäude nach dem Vorbild der Wiener Ringstraße, eine Leihbibliothek und das weit über die Stadt hinaus bekannte Fotoatelier Josef Kossak. Auch war der Platz zum wichtigen Verkehrspunkt geworden: Von hier aus konnte man schon ab 1869 die Pferdebahn Richtung Josefstadt und Fabrikstadt nehmen, ab 1899 übernahm dann die elektrische Straßenbahn die öffentliche Beförderung der Fahrgäste.

war so wichtigen Ort und die Sankt-Georgs-Kirche, dieses verlorene Wahrzeichen der Stadt zu erhalten.



Der Temeswarer St. Georgs-Platz

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Die bronzene Statue des Hl. Georg

Fundamente der Georgskirche Die Abbildung wurde mit KI optimiert und koloriert

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Ein verlorenes Wahrzeichen

Heute erinnern am St.-Georgs-Platz nur die Fundamente an diese einst bedeutende Kirche, die wie keine andere für die Kontinuität des religiösen Lebens in Temeswar vom Mittelalter bis ins 20. Jhd. stand. Die Mauerreste markieren die Stelle des Gotteshauses, das dem Platz seinen Namen gab, und muten wie ein Fossil dieses verlorenen Monuments an.

Es ist erfreulich, dass sich heute zu Füßen der modernen Bronzestatue des Heiligen Georgs, die heute in der Mitte des Platzes steht, reges urbanes Leben abspielt. Wie der lokalen Presse zu entnehmen ist, werden hier jährlich im Rahmen des Festivals der Ethnien traditionelle Tänze der deutschen Minderheit dargeboten, was zahlreiche Zuschauer anlockt.

Wünschenswert wäre es, wenn sowohl Einheimische als auch Besucher eine Tafel zur wechselvollen Geschichte des Platzes zur Seite vorfinden würden, um auch geschichtliches Wissen über diesen für Temes-





DIE SIEBENBÜRGER KASERNE IN TEMESWAR

Ein weiteres Kapitel Temeswarer Stadtgeschichte, Teil 4 meines beim Städteseminar in Bad Kissingen gehaltenen Vortrags zu den verschwundenen Baudenkmalern der Habsburgerzeit das auch auf banat-tour.de veröffentlicht ist.

von Astrid ZIEGLER



*Ansichtskarte aus der Zeit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie
mit Ki optimiert und koloriert*

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Zwischen den Fassaden der Gegenwart, im Schatten neu errichteter Häuser und unter dem Pflaster vielbegangener Straßen, liegen in Temeswar Relikte verlорner und fast vergessener Baudenkmalern aus der Zeit der Habsburgerherrschaft. Von manchem Bauwerk, das einst das Gesicht der Stadt prägte, sind heute nur noch Grundmauern geblieben oder eine Steinmetzarbeit aus Sandstein, eine Wandmalerei oder ein paar alte Fotografien. Ihre Silhouetten sind aus dem Stadtbild verschwunden, ihre Geschichte sollte jedoch nicht vergessen werden.

In den Spuren, die die verschwundenen Baudenkmalern im Stadtbild hinterlassen haben, verdichten sich politische Umbrüche, städtebauliche Visionen, kulturelle Blütezeiten und manchmal auch Verluste. Wenn solche Orte völlig aus dem Blick geraten, droht mehr verloren zu gehen als nur Stein und Mörtel: Es droht ein Stück

des kollektiven Gedächtnisses zu verblasen.

Gerade deshalb lohnt es sich, innezuhalten und genau hinzusehen – auch dort, wo scheinbar kaum mehr etwas steht. Die Reste des Fundaments einer Kirche, ein Bruchstück eines einst riesigen Bauwerks oder die Geschichte eines längst verschwundenen Denkmals, dessen letzter Überreste inzwischen nur noch für den Kenner seiner Geschichte zu finden sind, kann man als noch sichtbaren Bezugspunkt nutzen um die Geschichte dieser wichtigen Bauwerke, die Teil der Temeswarer Stadtgeschichte, der Regionalgeschichte des Banats und nicht zuletzt der europäischen Geschichte sind, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Dieser Vortrag lädt zu einem solchen Hinsehen ein und nimmt 5 einst wichtige Baudenkmalern, von denen heute nur noch Reste zu sehen sind, in den Blick. In einem

virtuellen Rundgang durch Zeit und städtischen Raum werden im Rahmen einer bebilderten Präsentation das Denkmal der Treue, das Haus zum Prinz-Eugeni-Tor, die Kirche der Bosnischen Franziskaner, die St. Georgs Kirche und die Siebenbürger Kaserne vorgestellt. Ihren Spuren wird gefolgt über alte Pläne, Fotografien und überlieferte Quellen – so wird Unsichtbares wieder sichtbar gemacht und in die Historie Temeswars eingeordnet. Denn auch wenn diese Bauwerke aus der Habsburgerzeit verschwunden sind, gehört ihre Geschichte weiterhin zur Stadt. Und solange wir sie erzählen, bleiben sie Teil von Temeswars kollektiver Erinnerung.



Malerische Rekonstruktion der Festung Temeswar von Franz Ferch, rechts im Bild die Siebenbürger Kaserne

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Ein fast verschwundenes Monument der Militärarchitektur

Wie viele Besucher Temeswars haben wohl aus dem Hotel Continental auf eine zwischen Bäumen gelegene alt anmutende Halle im hinter dem Hotel gelegenen Parcul Civic geblickt, die irgendwie aus der Zeit gefallen wirkte. Inzwischen wissen wohl auch die wenigsten Einheimischen, was es mit diesem besonderen Gebäude auf sich hat, bei dem es sich um das letzte Überbleibsel eines bedeutenden Baudenkmals handelt. Es spielte lange Zeit eine wichtige Rolle für die Temeswarer Festung und die ganze Region, hatte im Lauf der Zeit seine Funktion verloren und musste schließlich aus dem Stadtbild weichen musste: die Siebenbürger Kaserne.

Die Geschichte der Stadt Timișoara/Temeswar ist eng mit ihrer Rolle als Festungs- und Garnisonsstadt verbunden. Im Habsburgerreich gab es viele Städte mit Festungen, aber nur eine Festung mit einer Stadt. Das bedeutet, dass die eigentliche Stadt, die sich auf dem Gebiet des heutigen historischen Zentrums befand, von einem massiven System aus Festungsmauern, Bastio-

nen und Wassergräben umgeben war. Diese Struktur prägte die Geschichte und Entwicklung der Stadt maßgeblich. Die Siebenbürger Kaserne war ein bedeutendes Zeugnis dieser militärischen Vergangenheit, ein Bauwerk, das einst zu den größten Kasernen Europas zählte und über mehr als zwei Jahrhunderte das Stadtbild prägte.

Entstehung nach der habsburgischen Eroberung

Die Siebenbürger Kaserne wurde schon zwischen 1719 und 1729 errichtet. Auftraggeber war der damalige Gouverneur des Banats, *Graf Claudius Florimund von MERCY*, der nach der habsburgischen Eroberung der Region eine umfassende Neuorganisation der Stadt und ihrer Verteidigungsanlagen einleitete.

Mit dem Ausbau der Festung Temeswar zu einem neunzackigen Stern mit Bastionen, Mauern, Wällen und einer Esplanade entstand eine moderne Garnisonsstadt, die Platz für viele Soldaten benötigte. Die neue Kaserne sollte den stationierten Truppen Unterkunft bieten und zugleich Teil des Verteidigungssystems der Festung sein. Das Gebäude erhielt seinen Namen nach dem Siebenbürger Tor, das sich am östlichen Ende der Anlage befand.



Neben den Mannschaftsräumen beherbergte der Komplex auch Lagerräume, Ställe und Wagenremisen

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Ein außergewöhnliches Bauwerk

Die Siebenbürger Kaserne beeindruckte vor allem durch ihre Dimensionen. Mit einer Länge von 483 Metern war sie das größte Gebäude der Stadt und galt zeitweise sogar als eines der längsten Gebäude Europas. Architektonisch folgte der Bau der Linie der alten Festungsanlagen. Die Anlage bildete einen unregelmäßigen Bogen, der sich von der Josephs-Bastion bis zur



Hamilton-Bastion erstreckte. Der Grundriss wies mehrere Knicke auf, die auf die Anpassung an die bestehenden mittelalterlichen Befestigungsmauern zurückgingen.

Architektonisch war die Kaserne funktional und vergleichsweise schlicht gestaltet. Sie bestand überwiegend aus einem eingeschossigen Baukörper mit langen Fensterreihen und Entlastungsbögen im Erdgeschoss. In der Mitte erhob sich ein 20 Meter hoher Torturm, der auf einem quadratischen Sockel errichtet und im oberen Bereich achteckig ausgeführt war. Von seiner Spitze aus konnte man einen weiten Blick über die gesamte Festung Temeswar genießen.

Militärisches Leben hinter den Mauern

Die Anlage diente nicht nur als Unterkunft für Soldaten. In der Kaserne konnten bis zu zehn Kompanien untergebracht werden, neben den Mannschaftsräumen beherbergte der Komplex auch Lagerräume, Ställe und Wagenremisen. Ein Teil der Gewölberäume wurde zudem als Gefängnis für militärische und zivile Gefangene genutzt.

Durch ihre Lage und Bauweise erfüllte die Kaserne auch eine logistische Funktion im Verteidigungssystem der Stadt: Im Kasernenhof befand sich im 18. Jahrhundert noch der Hafen der Festung, an dem der Warentransport über den schiffbar gemachten Begakanal ankam.

Wandel der Namen und politischen Systeme

Mit den politischen Veränderungen in der Region wechselte auch der Name der Kaserne mehrfach. Während der österreichisch-ungarischen Zeit wurde sie Erdélyi kaszárnya oder Erdélyi laktanya genannt. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Zugehörigkeit des Banats zu Rumänien erhielt sie schließlich die rumänische Bezeichnung Cazarma Transilvania.



Luftaufnahme von Temeswar ca. 1930-1936, mittig unten die Siebenbürger Kaserne

Abriss in der kommunistischen Zeit

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die alte Festungsanlage schon längst ihre Bedeutung verloren. Im Zuge der kommunistischen Stadtplanung wurde beschlossen, das riesige Gebäude abzureißen.

Die Entscheidung zur Demontage fiel 1948, doch die eigentlichen Arbeiten begannen erst einige Jahre später. Zwischen 1961 und 1965 wurde die Kaserne schließlich vollständig abgetragen. Wegen der massiven Mauern – die ursprünglich für militärische Belagerungen ausgelegt waren – gestaltete sich der Abriss schwierig. Dynamit durfte im Herzen der Stadt nicht verwendet werden, weshalb die Mauern Stück für Stück abgetragen werden mussten.

Die Ziegelsteine wurden sorgfältig gereinigt und für andere Bauprojekte wiederverwendet. Auf dem Gelände entstand später der Parcul Civic, der 1971 eröffnet wurde und heute zu den zentralen Grünanlagen der Stadt gehört.



Das ehemalige Reithaus der Offiziere

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Ein letzter Rest der Vergangenheit

Von der einst monumentalen Anlage ist heute nur noch der eingangs erwähnte kleine Teil erhalten. Das ehemalige Reithaus der Offiziere, später lange als Sporthalle genutzt, dient heute als zweite Bühne des Nationaltheaters von Temeswar/Timișoara.

Erinnerung an ein verlorenes Bauwerk

Der Abriss der Siebenbürger Kaserne bedeutete für Temeswar den Verlust eines bedeutenden historischen Bauwerks. Über mehr als zweihundert Jahre hatte die Anlage die militärische und städtebauliche Entwicklung der Stadt geprägt. Heute existiert sie nur noch in historischen Fotografien, Plänen und Erinnerungen – als Zeugnis einer Zeit, in der Temeswar eine der wichtigsten Garnisonsstädte des Habsburgerreiches war und militärische Architektur das Gesicht der Stadt bestimmte.

Doch wer weiß, vielleicht werden diese Überreste, die unter anderem für die militärische Geschichte Temeswars stehen, in Verbindung mit der modernen Architektur zu einem wegweisenden Symbol für die Zukunft der Stadt an der Bega. Wie man der Presse und den sozialen Medien entnehmen kann, will Bürgermeister *Dominic FRITZ* den Ausbau Timișoaras zu einem wichtigen Zentrum für die Verteidigungsindustrie und "Dual-Use-Technologien" unterstützen. Die Stadt führt bereits Gespräche mit zahlreichen lokalen Unternehmen zur Entwicklung neuer Produkte und Technologien. So könnte Temeswar an seine Rolle als Bollwerk anknüpfen und erneut zu einem wichtigen Zentrum für die europäische Verteidigung werden.

Zweite Bühne des Nationaltheaters



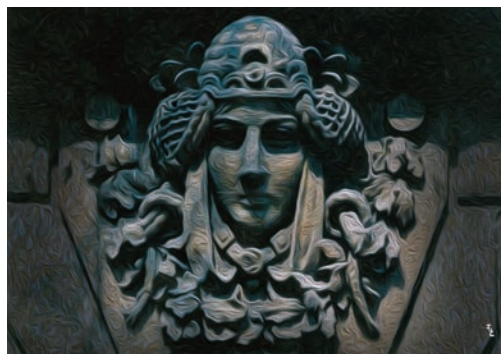
***Seriöse Umbaumassnahmen an der alten Sport-
halle, mit Integration der alten Architektur***

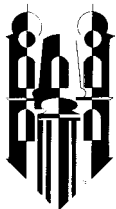
Fotoarchiv: Patricia EFTIMIE

Die zweite Bühne des Nationaltheaters in Temeswar, die ehemalige Siebenbürger Kaserne, ist ein bedeutendes historisches Bauwerk, das die militärische und städtebauliche Entwicklung der Stadt geprägt hat. Heute dient sie als zweite Bühne des Nationaltheaters von Temeswar/Timișoara und ist ein Zeugnis der Stadtgeschichte und der Regionalgeschichte des Banats.

Seit 2016 ist der Saal 2 ein exklusiver Theaterraum, mit seiner Registrierung im öffentlichen Besitz des rumänischen Staates und in der Verwaltung des Nationaltheaters "Mihai Eminescu" in Timisoara. Im Jahr 2017 verlieh UNITER der Kulturinstitution den Sonderpreis für einzigartige Projekte und herausragende Leistungen für die Realisierung von *Raum 2*. Der Vertrag für diese Investition wurde am 29. November 2023 nach zwei umstrittenen Ausschreibungen und einer Klage unterzeichnet. Unterstützt und finanziert vom Kulturministerium, wurde dieses Projekt in das nationale Programm "Timisoara – Europäische Kulturhauptstadt 2023" aufgenommen.

Es war nicht rechtzeitig fertig, daher wird es ein Vermächtnis des Programms sein. Nach der Erweiterung wird es in Halle 2 zwei Theaterräume, einen Haupt- und einen Studioraum, einen Proberaum und Verwaltungsräume geben. Das Gebäude wird erhöht, um die notwendigen Einrichtungen für ein modernes Theater zu bieten, und der Hauptzugang wird neu gebaut. Das alte Herrenhaus wird in das neue Gebäude integriert, das Glaswände haben wird. FOTO. Spektakuläre Verwandlung. Wie wird Halle 2 des Nationaltheaters von Timișoara, ein Gebäude mit kaiserlicher Vergangenheit, aussehen? Die Sanierungs- und Erweiterungsarbeiten der Halle 2 des Nationaltheaters "Mihai Eminescu" in Timișoara, gelegen im Stadtpark, schreiten voran. Dies war ein kaiserliches Herrenhaus, Teil der Theresia-Bastion, aber auch eine Turnhalle.





„Das unsichtbare Erbe: Verschwundene Baudenkmäler der Habsburgerzeit in Temeswar“

DAS „HAUS ZUM PRINZ EUGEN TOR“

– eine verblässende Erinnerung

von Astrid ZIEGLER



- Das Haus an der Ecke der Prinz-Eugen-Str. zur Mărășești-Straße.

Fotoarchiv: Hans ROTHGERBER

Zwischen den Fassaden der Gegenwart, im Schatten neu errichteter Häuser und unter dem Pflaster vielbegegangener Straßen, liegen in Temeswar Relikte verlornen und fast vergessener Baudenkmäler aus der Zeit der Habsburgerherrschaft. Von manchem Bauwerk, das einst das Gesicht der Stadt prägte, sind heute nur noch Grundmauern geblieben oder eine Steinmetzarbeit aus Sandstein, eine Wandmalerei oder ein paar alte Fotografien. Ihre Silhouetten sind aus dem Stadtbild verschwunden, ihre Geschichte sollte jedoch nicht vergessen werden.

In den Spuren, die die verschwundenen Baudenkmäler im Stadtbild hinterlassen haben, verdichten sich politische Umbrüche, städtebauliche Visionen, kulturelle Blütezeiten und manchmal auch Verluste. Wenn solche Orte völlig aus dem Blick geraten, droht mehr verloren zu gehen als nur Stein und Mörtel: Es droht ein Stück des kollektiven Gedächtnisses zu verblässen.

Gerade deshalb lohnt es sich, innezuhalten und genau hinzusehen – auch dort, wo scheinbar kaum mehr etwas steht. Die Reste des Fundaments einer Kirche, ein Bruchstück eines einst riesigen Bauwerks oder die Geschichte eines längst verschwundenen Denkmals, dessen letzter Überreste inzwischen nur noch für den Kenner seiner Geschichte zu finden sind, kann man als noch sichtbaren Bezugspunkt nutzen um die Geschichte dieser wichtigen Bauwerke, die Teil der Temeswarer Stadtgeschichte, der Regionalgeschichte des Banats und nicht zuletzt der europäischen Geschichte sind, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Dieser Vortrag lädt zu einem solchen Hinsehen ein und nimmt 5 einst wichtige Baudenkmäler, von denen heute nur noch Reste zu sehen sind, in den Blick. In einem virtuellen Rundgang durch Zeit und städtischen Raum werden im Rahmen einer bebilderten Präsentation das Denkmal der Treue, das Haus zum Prinz-Eugeni-Tor, die Kirche der Bosnischen Franziskaner, die St.Georgs



Kirche und die Siebenbürger Kaserne vorgestellt. Ihren Spuren wird gefolgt über alte Pläne, Fotografien und überlieferte Quellen – so wird Unsichtbares wieder sichtbar gemacht und in die Historie Temeswars eingeordnet. Denn auch wenn diese Bauwerke aus der Habsburgerzeit verschwunden sind, gehört ihre Geschichte weiterhin zur Stadt. Und solange wir sie erzählen, bleiben sie Teil von Temeswars kollektiver Erinnerung.

Vom „ewigen Denkmal“ zum Abbild vom Turm zum Bild vom Bild

Wer heute an der Ecke der Prinz-Eugen-Str. zur Mărășești-Straße stehen bleibt, entdeckt ein unscheinbares einstöckiges Haus. Nichts an seiner Fassade verrät auf den ersten Blick, dass an dem Ort einst Geschichte geschrieben wurde.

Das Haus wurde in früheren Zeiten als das „Prinz Eugen Haus“ bezeichnet, was den irrtümlichen Schluss nahe legt, der große Eroberer der Habsburger hätte hier gewohnt oder es gar besessen.

Das war jedoch nie der Fall. Die Bezeichnung „Haus des Prinzen Eugen“ ist vielmehr eine Fehlinterpretation späterer Zeiten – ein Beispiel dafür, wie Geschichte manchmal zu einer ansprechenden, aber ungenauen Erzählung geformt wird.

Im Folgenden soll anhand von Quellen herausgefunden werden was es mit dem prominenten Namen des Bauwerks auf sich hat und dessen Geschichte rekonstruiert werden.



**Die Übergabe von Temeswar an Prinz Eugen.
Gemälde von Desiderius Sinkovich, Temeswarer
Kunstmaler und Zeichenlehrer**

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Am 18. Oktober 1716, der zufällig auch sein 53. Geburtstag war, ritt der siegreiche Feldherr Prinz Eugen von Savoyen an der Stelle, an der heute das Gebäude steht, an der Spitze seiner Truppen in die Festung Te-

meswar ein. In wochenlanger Belagerung war Temeswar so heftig beschossen worden, dass die Osmanen schließlich kapitulierten.

Damals befand sich dort ein Torturm – das sogenannte *Forforoser Tor*, eines der vier steinernen Stadttore der türkischen Befestigung. Drei der Einlässe mussten bald der Modernisierung und Bautätigkeit, die die neue Ära der Habsburger in der Stadt einleitete, weichen.

Das Forforoser Tor jedoch, durch das der große Feldherr erstmals die Festung Temeswar betreten hatte, sollte, so kann man in einem Sitzungsprotokoll der Baukommission der Banater Landesadministration aus dem Jahr 1767 nachlesen, sollte als *„ewiges Denkmal“* erhalten bleiben und nicht abgerissen werden. Immerhin hatte das solide und markante Bauwerk auch einige Jahre vorher den vereinigten Gemeinden der sephardischen und aschkenasischen jüdischen Bewohnern Temeswars als erste Versamlungs- und Gebetsstätte gedient.

Doch Dokumente aus dem Wiener Hofkammerarchiv berichten, dass der Torturm samt Baugrund schließlich einem Tischlermeister namens Anton Müller überlassen wurde, um ein Haus darauf zu errichten – kostenlos, allerdings unter einer Bedingung.

Der Turm sollte unversehrt erhalten bleiben, *„Architektur und Facia“* dürften keine Beeinträchtigung erfahren. Doch Müller bekam die Bürde dieser *„Denkmalschutz-Verordnung“* bald zu spüren. Als er feststellte, dass der Dachstuhl morsch war, Ecksteine aus dem Turmbau herausgefallen waren und darüber hinaus durch das Baudenkmal, das den ganzen Hof einnehmen würde, keine vernünftige Toreinfahrt gebaut werden konnte, stand fest, dass der Turm weg musste.

Und so stellte auch der Schriftsteller und Journalist Franz LIEBHARD (Robert REITER), ein profunder Kenner der Temeswarer Geschichte in seinem in den 70er Jahren erschienenen Werk *„Temeswarer Abendgespräch“* überzeugend dar, dass sich die Reste des Forforoser Tores mit dem Hausbau von Tischler Müller schon Ende des 18. Jahrhunderts verlieren.

Um das historische Ereignis des Eintritts Prinz Eugens in die Temeswarer Festung, das immerhin eine neue Ära in der Stadt an der Bega einläutete, trotzdem in kollektiver Erinnerung zu behalten, schuf man ein Abbild des Tores. In einer Wandmalerei über dem Eingang wurde in einem Medaillon eine barock gerahmte Darstellung des einstigen Tores geschaffen, ein Abbild des Baudenkmals sozusagen, zu dem eine erklärende Inschrift hinzugefügt wurde.

Das Gebäude, das lange Zeit im Volksmund *„Haus zum Eugenii-Tor“* genannt wurde, sollte eine wechselvolle

Geschichte haben, die im alten Grundbuch gut dokumentiert ist.

Im Jahr 1804 wurde zum Beispiel das Gebäude von einem gewissen *Michael ZACHER* für 11.600 Gulden ersteigert. Später wechselte das Haus mehrfach den Besitzer: 1829 erwarb es ein Schneidermeister *Rudolf MORAN*, dessen Sohn später Hofkammersänger in Braunschweig werden sollte.

Nach den Wirren der Revolution von 1848/49 kaufte schließlich Stadthauptmann *Paul WESSELINOVITS* das Haus, bevor es später in den Besitz einer Familie Savits überging, deren Mitglieder über Generationen hinweg in der Stadtverwaltung tätig waren. In ihrem Besitz blieb das Gebäude lange Zeit.



Das Prinz Eugenii-Haus im Jahr 2019

Fotoarchiv: Hans Rothgerber

Im Lauf der Jahre nagte der Zahn der Zeit an Haus und Bild, das ungeschützt der Witterung ausgesetzt war. Es wurde wohl öfter übertüncht und wieder aufgemalt und in den 70er Jahren für mehrere Jahrzehnte hinter Glas gesichert. Schließlich wurde die Scheibe trüb und das Abbild nicht nur unsichtbar sondern auch brüchig.

Im Zuge der Maßnahmen anlässlich des 300-jährigen Jahrestages, seit der Eroberung Temeswars durch die kaiserlichen Truppen, ergriff *Herr Peter KRIER*, der Vorsitzende des Hilfswerks der Banater Schwaben die Initiative zur Restaurierung dieses vernachlässigten Abbilds.

Mit materieller Unterstützung des Hilfswerks, der Landsmannschaft der Banater Schwaben und des Hauses des Deutschen Ostens München trat er ans Banater Museum Temeswar mit heran, das den Fachmann *Ion OPRESCU* beauftragte. Er demonitierte das Abbild,

brachte es ins Museum, nahm sich des brüchigen Zeugnisses von Stadtgeschichte an und verlieh ihm sein heutiges Aussehen.



Es ist an der Zeit auch diese Episode der Stadtgeschichte korrekt zu erzählen. Denn die wenigsten, die heute am vermeintlichen „Haus des Prinzen Eugen“ vorbeigehen und das Medaillon mit dem Forporoser Torturm über dem Eingang entdecken, kennen seine bemerkenswerte Bedeutung.

Es zeigt als Bild vom Abbild eines längst verschwundenen Baudenkmals, einen letzten gemalten Gruß des Ereignisses, das in Temeswar eine neue Epoche in der Geschichte einleitete und den Grundstein zur modernen Stadtentwicklung legte.

Die Restaurierung dieses Kultur- und Geschichtsdenkmals erfolgte auf Initiative des Hilfswerks der Banater Schwaben, mit materieller Unterstützung des Bundesvorstandes der Landsmannschaft und des Hauses des Deutschen Ostens München. Ausführender war das Banater Museum Temeswar.

Zur dreihundertsten Wiederkehr der Befreiung Temeswars, ein Zeichen der Verbundenheit mit unserer Geschichte.



Anmerkung der Redaktion:

Nur zu Ihrer Erinnerung sei aufgeschrieben, dass sich die HOG Temeschburg bereits seit 2005 bemüht hat die Genehmigung zur Restaurierung dieses Denkmals zu bekommen.

Das Honorar war mit dem Restaurator schon abgesprochen. *Auch Peter KRIER war es zu verdanken, dass die Gespräche auf diesem Niveau überhaupt stattgefunden haben.*

Leider hat uns das Bürgermeisteramt über Jahre hinaus die Genehmigung verweigert, weil man immer darauf bestanden hat das GESAMTE HAUS und nicht nur das Denkmal zu renovieren.

Zur Information aller Mitglieder: Die Restaurierung des Medaillons hätte 3600,- € gekostet.

Der Kostenvoranschlag für die Renovierung des gesamten Hauses belief sich auf 70.000,-€ !



Das restaurierte Medallion mit dem Foforoser Tor.

Auch hier hat es Diskussionen gegeben, weil einige der Historiker behaupteten das richtige FORFOROSER TOR bestand eigentlich aus zwei Türmen, nicht wie auf dem restaurierten Medaillon nur aus einem.

Fotoarchiv: Hans Rothgerber



SCHREIBEN GEGEN DAS VERGESSEN

von Elsa PIERRE

Obwohl als Bürgerliche und Intellektuelle in Existenznot gebracht, schafften es meine Urgroßeltern, wichtige Zeitzeugnisse zu hinterlassen: Ing. Johann Pierre fotografierte die menschenunwürdigen Zustände, Elsa Pierre schrieb gegen das Unrecht an.

*Astrid Ziegler
zu den Aufzeichnungen Ihrer Urgroßmutter Elsa Pierre
aus der Deportation in den Bărăgan*



***Obwohl als Bürgerliche und Intellektuelle in Existenznot gebracht, schafften es meine Urgroßeltern, wichtige Zeitzeugnisse zu hinterlassen: Ing. Johann PIERRE fotografierte die menschenunwürdigen Zustände, Elsa PIERRE schrieb gegen das Unrecht an.
Das Foto wurde von Hans Rothgerber mittels KI optimiert und koloriert***

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Vor fünfundsiebzig Jahren begann für meine Familie väterlicherseits ein Kapitel, das einen schmerzhaften Verlust beinhaltet, aber auch von Durchhaltevermögen und Resilienz zeugt. Im Juni 1951 wurden meine Urgroßeltern Elsa und Johann Pierre aus dem Banater Dorf Biled in die Bărăgan-Steppe deportiert. Meine Urgroßmutter war damals kaum älter als ich heute. Mein Urgroßvater starb dort ein Jahr später – wohl an den Folgen verschmutzten Trinkwassers und einer nicht existenten

medizinischen Versorgung.

Die Deportationen in den Bărăgan waren Teil der stalinistischen Repressionspolitik des kommunistischen Regimes in Rumänien. Nach dem Bruch zwischen Stalin und Tito im Jahr 1948 galt das Grenzgebiet zu Jugoslawien als sicherheitspolitisch verdächtig. Zugleich bot die Deportation die Gelegenheit, rund 40.000 als „unzuverlässig“ eingestufte Menschen – darunter viele An-



gehörige der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Eliten der Zwischenkriegszeit, wohlhabende Bauern, Unternehmer, Kaufleute und Intellektuelle – aus ihrer Heimat zu entfernen. Mit ihrer Verschleppung gingen Enteignung und der Verlust ihrer wirtschaftlichen Existenz einher. Die Bărăgan-Deportation war damit nicht nur ein Akt politischer Verfolgung, sondern zugleich ein Instrument zur Zerschlagung gewachsener sozialer Strukturen zur Aneignung von Eigentum durch den Staat.

Dass *Ing. Johann PIERRE* trotz des Fotografiervverbots eine Kamera benutzte, war unter diesen Umständen ein Akt des Widerstands. Wer fotografiert, kann sich gegen das Vergessen wehren. Wer dokumentiert, nimmt einem Unrechtsregime die Deutungshoheit über seine eigene Geschichte.



***Elsa PIERRE fotografiert
von ihrem Mann Ing. Johann PIERRE.***

***In die Steppe geworfen mussten die Menschen
wochenlang ohne Dach über dem Kopf mit dem
Wenigen auskommen, das sie in den Viehwag-
gons mitnehmen durften.***

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Elsa Pierre fotografiert von ihrem Mann Ing. Johann Pierre. In die Steppe geworfen mussten die Menschen wochenlang ohne Dach über dem Kopf mit dem Wenigen auskommen, das sie in den Viehwaggons mitnehmen durften.

Die Bilder zeigen Menschen, die unter widrigsten Bedingungen lebten: wochenlang hausten sie, aus Viehwaggons in die Steppe geworfen, in notdürftig errichteten Hütten bis sie unter größten Anstrengungen primitive Häuser errichten durften. Familien versorgten sich so gut es ging. Nach dem Tod ihres Mannes war meine Urgroßmutter mittellos und ohne Erwerbsmöglichkeit. Um nicht zu verhungern, hatte sie die Idee, *in ihrem Dorf Frumușita Nouă* die Post auszutragen. Noch vor Ort schrieb sie ihre Erfahrungen nieder, darunter einen handschriftlichen Bericht über ihre Erfahrungen

mit der Post.

Auf den ersten Blick liest sich der Text erstaunlich nüchtern, wenn man bedenkt, dass sie vor Ort um das Überleben kämpfte. Es gibt keine pathetischen Anklagen, keine dramatischen Ausschmückungen. Gerade diese Sachlichkeit verleiht ihrem Text die besondere Kraft. Denn zwischen den Zeilen wird deutlich, worum es tatsächlich ging: Briefe und Postsendungen waren keine bloßen Nachrichten. Sie waren Hoffnung, Verbindung zur Heimat, manchmal die einzige Möglichkeit, Lebensmittel oder finanzielle Hilfe zu erhalten. Wer Post unterschlug, Sendungen stahl oder sich durch Korruption bereicherte, nahm den Deportierten weit mehr den Inhalt der Pakete. Er beraubte sie eines Stücks Hoffnung und Menschlichkeit und demütigte zusätzlich zur Entrechtung, die sie durch die kommunistische Diktatur ertragen mussten.

Der Essay meiner Urgroßmutter ist ein seltenes Zeitzeugendokument. Seine Anklage richtet sich nicht nur gegen einzelne korrupte Postbeamte, sondern gegen ein System, Mitgefühl und Solidarität gab es nicht, der Machtmissbrauch durchdrang alle Bereiche. Die Nüchternheit des Textes macht seine Aussage umso eindringlicher. Er überlässt das Urteil den Lesenden.

Beeindruckend ist dabei die Resilienz der Verfasserin. Resilienz bedeutet nicht, Leid unbeschadet zu überstehen. Sie bedeutet vielmehr, trotz Verlust, Trauer und Unrecht handlungsfähig zu bleiben. *Elsa PIERRE* trug Briefe aus, obwohl sie selbst allen Grund gehabt hätte, an der Gerechtigkeit zu verzweifeln. Sie erfüllte eine Aufgabe, die anderen Hoffnung brachte.

Ebenso bemerkenswert ist ihr Entschluss und ihr Vermögen, Erfahrungen niederzuschreiben. Zeitzeugen schreiben selten für den Augenblick. Sie schreiben gegen das Vergessen. Ihr Manuskript ist kein literarisches Werk im klassischen Sinn, sondern ein Vermächtnis. Es erinnert nachfolgende Generationen daran, dass Geschichte nicht nur aus politischen Entscheidungen besteht, sondern aus den Schicksalen einzelner Menschen, deren Stimmen zum Verstummen gebracht wurden.

Heute, 75 Jahre nach Beginn der Deportationen in den Bărăgan, gewinnen solche persönlichen Zeugnisse eine neue Bedeutung. Mit jedem verstorbenen Zeitzeugen verschwindet ein unmittelbarer Blick auf diese Vergangenheit. Umso größer wird die Verantwortung der Nachkommen, Erinnerungen zu bewahren, Dokumente zu sichern und Geschichten weiterzuerzählen.

Die Fotografien meines Urgroßvaters und der Essay meiner Urgroßmutter ergänzen sich dabei auf eindrucksvolle Weise. Die Bilder zeigen das äußere Elend der Deportation. Der Text offenbart ihre innere Wirk-



lichkeit. Gemeinsam erzählen sie nicht nur von Unterdrückung und Verlust, sondern auch von Mut, Verantwortungsbewusstsein und der Entschlossenheit, die Wahrheit für kommende Generationen festzuhalten.

Vielleicht ist genau das die stärkste Antwort auf jedes Unrechtsregime: dass Menschen, denen man Heimat, Besitz und Freiheit genommen hat, dennoch ihre Erinnerung bewahren – und sie schließlich ihren Enkeln und Urenkeln anvertrauen. Solange diese Erinnerungen gelesen und weitererzählt werden, ist die Deportation nicht nur Geschichte. Sie bleibt Mahnung.

Im Folgenden übergebe ich das Wort an meine Urgroßmutter *Elsa PIERRE*, die ich in der Kindheit "Oma-lein" nannte und die ich bis ins Alter von 11 Jahren noch erleben durfte. Sie starb in Billed 88-jährig im Jahr 1981. Die Ceaușescu-Diktatur verwehrte uns nach der Aussiedlung die Teilnahme an ihrem Begräbnis, – ein letzter Akt der Willkür und Schikane des Regimes, dem wir entkommen waren.



Elsa Pierre im Garten ihres Billeder Elternhauses im Alter von 20 Jahren. Das Foto wurde mittels KI optimiert und koloriert

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

Immer mit der Post eng verbunden

Die Post spielt in dem Menschenleben meistens eine große Rolle; wie oft erfreut sie uns mit angenehmen guten Nachrichten, mit Geschenken oder Geldsendungen, aber -leider auch die traurigsten Ereignisse hat sie öfter zu vermitteln.

(...)

Auch der zweite Weltkrieg hatte seine Nachwehen, die wir zu spüren bekamen. Unerwartet wurde unser friedliches glückliches Familienheim in einer Stunde für immer zerstört, vernichtet; – wir aufgerafft, einwaggoniert und am Ende der Welt unter freiem Himmel geworfen. Was war das für Entsetzen, als unsere Tochter zu Hause die erste Karte von uns erhielt, aus deren Poststempel sie bereits beschrieb, in welcher Gegend wir sind: und zwar hinter Galatz, neben dem Gebirgsdorf Frumușita.



Das erste Paket aus Billed wurde von Elsa Pierre, Bildmitte, vom Postwagen in Empfang genommen.

Foto: Ing. Johann Pierre

Und was war das für Aufregung, ein Zusammenlauf, als wir auf diese Adresse die erste Karte aus der Banater Heimat erhielten, und nach einer Woche – wie ein Wunder – ich ein Paket vom Postwagen herunter hob, dabei mein Mann mich in Freude sogar abfotografierte. Schon nach einem Jahr starb er leider hier im Lager, diese schreckliche Nachricht mit der Post heimsenden war unendlich schwer und schmerzlich. — Ich blieb ganz verlassen, alleinstehend zurück in der weiten Welt! von was leben, wie sollte ich mich da aufrecht erhalten? Da kam mir der Gedanke, ich gehe – nur in meinen ein-zwei Gassen als freiwillige Briefträgerin. Das heißt, ich sammle in der Früh, bei den Nachbarn so wie ich vorbei komme die Post ein – gehe täglich zur Stelle wo der Factor ankommt – werfe ein — übernehme Briefpost, Zeitungen, Geldsendungen, Pakete der Landsleute, die schwer in der Arbeit stehen und für all' dies keine Zeit haben. Mit freundlichem Erzählen trage ich die Postsendungen gewissenhaft in die Häuser aus.

Die Leute haben es sehr gerne gesehen, sich sogar gefreut darüber. Von weitem riefen sie schon entgegen: „Gibt es etwas?“ Es wäre erwünscht, sie möchten es, ich soll auch einkehren, einsagen, wenn sie keine Post haben. Denn das Erzählen ist doch auch wichtig, nach

Volksmund -vom Rasierer und vom Briefträger erwartet man doch immer die Tagesneuigkeiten. Dabei sind sie gar nicht anspruchsvoll: „Sag' uns nur etwas Erfreuliches, wenn's auch nicht wahr ist!“ Mit einem Wort, sie haben mich lieb gewonnen, und mit guten Herzen gaben sie mir ein Schnitt Brot, Kuchen, Eier, einen halben Liter Milch oder Gemüse, das mir alles gut kam und ich von einem Tag zum anderen leben konnte. Selbstverständlich an Festtagen, Weihnachten, Ostern, Kirchweih, da gab es feine Mehlspeise und beim Schweineschlachten, da ging es nicht ohne eine Kostprobe.

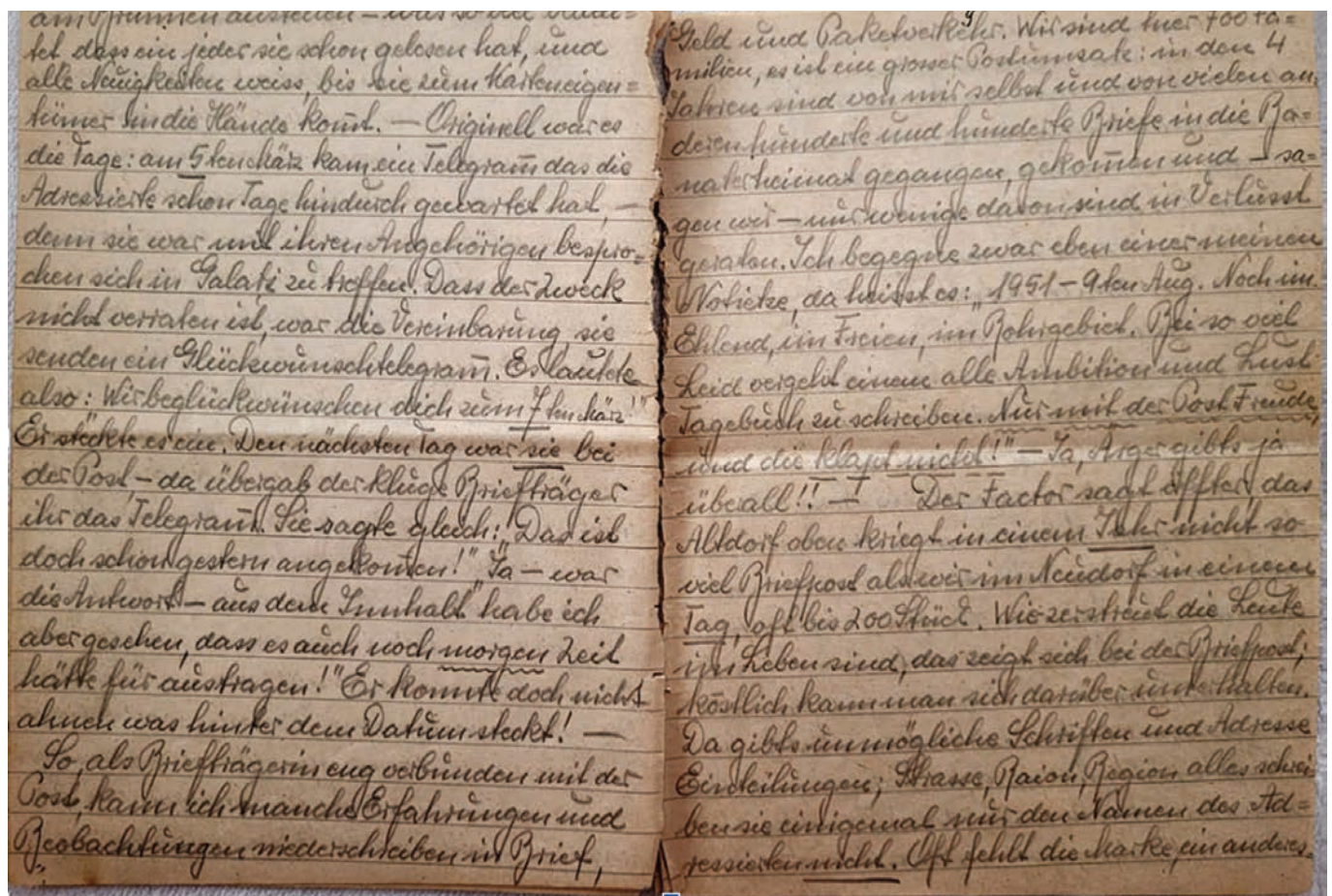
Nahe 3 Jahre war ich schon so mit der Post eng verbunden als Briefträgerin: ging tagtäglich, Sommer wie Winter – in der größten Hitze – im Wind und Schneesturm durch die Gassen, die Leute zu bedienen, sie zu frieden zu stellen. Die Post allein verbindet uns doch mit der Heimat. Ohne Post und Postdienst wäre mein Leben hier öde und leer. Da beschloss aufmal der „Sfat“ einen Briefträger anzustellen, der auf's Monat 1–2 Lei vom Staat bekommt. In meiner Lage geschah dabei ganz überraschend keine Veränderung, denn ohne ein Wort hat der Selbe mir meine Gassenpost und 15–20 Zeitungen überlassen. „Ich trage aus – spare damit ihm die Schritte und zahle dafür ihm 2 Lei auf's Monat; das ist so viel wie leben u. leben lassen. Noch interessan-

ter ist es, dass auch die Leute ihm 1 Lei zahlen, aber doch lieber sehen ich komme mit der Post – denn er möchte sie nur jeden zweiten, dritten Tag austragen, oder am Brunnen austeilen – was so viel bedeutet, dass ein jeder sie schon gelesen hat, und alle Neuigkeiten weiss, bis sie zum Karteneigentümer in die Hände kommt.

(...)

So, als Briefträgerin eng verbunden mit der Post, kann ich manche Erfahrungen und Beobachtungen niederschreiben, in Brief, Geld- und Paketverkehr. Wir sind hier 700 Familien, es ist ein großer Postumsatz: in den 4 Jahren sind von mir selbst und von vielen anderen hunderte und hunderte Briefe in die Banater Heimat gegangen, gekommen und sagen wir nur wenige davon sind in Verlust geraten. Ich begegne zwar eben einer meiner Notizen, da heißt es: 1951–9-ten August, noch im Elend, im Freien, im Rohrgebiet. Bei so viel Leid vergeht einem alle Ambition und Lust Tagebücher zu schreiben. Nur mit der Post Freude und die klappt nicht!“

Ja, Ärger gibt es ja überall! – Der Factor sagt öfter, das Altdorf oben kriegt in einem Jahr nicht so viel Briefpost



Die noch im Baragan niedergeschriebenen Originalaufzeichnungen von Elsa PIERRE



als wir im Neudorf in einem Tag, oft bis 200 Stück. Wie zerstreut die Leute im Leben sind, das zeigt sich bei der Briefpost; köstlich kann man sich darüber unterhalten. Da gibt's unmögliche Schriften und Adresse-Einteilungen; Strasse, Rayon, Region, alles schreiben sie einigermal, nur den Namen des Adressierten nicht. Oft fehlt die Marke, ein anderes mal ist es nur das leere Kuvert, der Brief wurde vergessen hinein zu geben. – Als Expeditur auf einen recommandierten Brief schreiben sie nur den Taufnamen Doina – Ilse. Ich sah auf einer vorgedruckten Karte Raion/Region, ausgefüllt Raion: Region: Timișoara scheinbar ist das alles aus Bequemlichkeit – aber wie sie sich das nur vorstellen!?

Aber wirkliche Komplikationen gibt es bei den Geldsendungen. In einer Zeit haben viele Familien nach Gross-Jecsa Geld gesendet, aber auffallend alle von den Angehörigen die Antwort kriegt – nicht erhalten. Was steckt dahinter? Auf einmal wurde veröffentlicht: Die Postangestellte in Gr. Jecsa hat 1700 Lei unterschlagen, wurde verhaftet, auf 4 Jahre verurteilt! – Ein anderer Fall. Eine Familie schickte in ihr Heimatdorf 300 Lei. In 2 Tagen sagte der Factor: „*Da hast dein Geld zurück, es geht nicht!*“ „*Aber nein, wir haben es doch schon so geschrieben und versprochen!*“ Es nützte sie aber alle[s] Reden nichts, sie mussten es zurücknehmen und in geringer Zeit ist es ihnen auch gelungen, es auszugeben. Nach kurz 2 Wochen bekommt eine Karte von den Angehörigen: „Das Geld richtig und restlos erhalten!“ Was soll das jetzt bedeuten? Schon den nächsten Tag erschien der Factor mit dem Wunsch: „Gib mir das Geld wieder zurück!“ „Sicher – aber wir haben es nicht mehr!“ Ich werde einen Arbeitslohn beschlagnahmen lassen!“ Ist gar nicht notwendig, den Moment, das wir unseren Lohn erhalten, bringen wir das Geld!“ So war es auch, ich war dabei!

Ein andermal übernahm ein 14-jähriges Mädchen Geld für die Familie – er gab ihm 100 Lei – ich sah aber dort die Ziffer 150. Das Mädchen meinte aber das war vielleicht ein Nummer des Scheines. Die Eltern schrieben heim, von dort kam die Antwort, sie sendeten 150 Lei. Als sie dem Factor das vorzeigten, meinte er: „*Ihr seid auch nie zufrieden! Und warf ihnen die 50 Lei hin.*“

Einigermal kam eine Bekannte zur Post fragen, ob ihr Geld, das sie schon Wochen hindurch wartet – noch nicht angekommen ist?

Nein, es steht ihnen keine Geld zur Verfügung. Wiederholt kam sie nach einer Woche mit der Bemerkung, ihre Verwandten haben in der Heimat das Geld reklamiert. „*Schreibe ihnen ab*“, sagte der Factor, „*wozu das? Morgen bringe ich dein Geld und du unterschreibst, dass du es schon vor drei Wochen erhalten hast!*“ Ganz ähnlich dem eine Paketgeschichte. Da gibt es noch mehr Klagen. In der Weihnacht und Osterzeit, da kommt er mit 52–64 Kistchen, Mehlsäckchen, mit

dem Wagen angefahren – da gibt's dann schon öfter Reklamationen. Eine ganz alleinstehende junge Frau schickte ihrem Mann, der eingedrückt ist, und mit grosser Sehnsucht auf etwas warten, ein mit grosser Sorge schön zusammengerechtes Paket. Der Soldat schrieb aber nach 2 Wochen, er hat nichts erhalten. Sie ging eilig hinauf ins Dorf zur Post, um zu reklamieren; vor dem Eingang traf sie aber den Factor, der sich nach ihrem Tun erkundigte. Als er ihr Vorhaben erfuhr, sagte er zu ihr: „Lass, das, komme mit meinem Wagen hinunter ins Neudorf, ich kann dir sagen, das Paket ist von hier gar nicht abgegangen, wir setzen uns zusammen zu einer Besprechung – und wir werden den Schinken und Speck ersetzen.“ „Wir“ das bedeutete der Factor und der neue Briefträger. Sie war empört, denn was nützt das Ersetzen und ihr Mann hat unterdessen Hunger gelitten, aber sie musste es eingehen. – Auch ich hatte eine Art Liebesgabe-Sendung von Timișoara, 2 kg, mit Mehlspeise, wie sie mir schrieben. Es kam aber nicht an, da sagte ich dem Factor: „Wie kommt das doch?“ Gut, die Mehlspeise haben sie gegessen, aber die Postanweisung, haben sie nie gesehen? –

Viele unserer Leute schickten am Anfang von hier Kistchen mit Marmelade heim – wie gross war aber die Überraschung, als die Sendung dort mit einzwölf grossen Steinen ankam.

Auch vieles wurde heim geschickt, das man hier unter dem freien Himmel in Staub und Regen nicht aufbewahren konnte. Eine Bekannte schickte gut eingenäht 2 Seidensteppdecken heim, als man dort öffnete – waren alte Teppiche und eine zerrissene Arbeitshose darin. – Ich selbst schickte Damast-Tischwäsche heim, es war davon entwedet, das Gewicht wurde mit einem nie gesehenen Tüchüberzug mit Blechknöpfen ersetzt. – Und umgekehrt, die Angehörigen schickten hierher nach Brateș Sachen. Man sagte auf einer Karte ein Paket ein: „Wir schicken euch nur vom Schlachten!“ Als es ankam, war die Kiste voll gepresst mit Kartoffelschalen! – Aber selbst bei den Bahnsendungen, 50 kg zugenähte Weiszmehlsäcken, fehlten immer 6–8 kg Mehl und auch der Schwartelmagen und Leberwurst, was im Mitte Mehl verpackt war. – Aus einer Banater Gemeinde schickte man im Dezember einer Familie per Post 10 kg Weiszmehl – es ist und ist nicht angekommen, da haben die Angehörigen dort 1 mal, 2 mal reklamiert – hier die Post meldete sich nicht. So haben sie im Monat März das dritte Mal reklamiert. Da kam der Factor gar mit einem abgerissenen, schlecht unterschriebenen Frachtbrief, damals im Dezember, hätte ein Freund das unterschrieben und für die Familie ausgelöst. Die Adressierte sagte aber aus, sie hatte weder Paket noch Postanweisung je gesehen, so konnte sie es auch niemand geben für auslösen. Das Recepies kam doch nur beim Factor sein – wie kommt das in eine fremde Hand? Er meinte, schade viel reden, sie soll unterschreiben, dass sie das Paket vor 3 Monate erhalten



hat; sie tut es nicht. Da sagte er: „Schluss mit viel diskutieren, da unterschreibe ich ersetze es dir mit 50 Lei“ – und verständige die, sie sollen nachlassen mit reklamieren. Nun, den Frieden unterschrieb sie – er steckte die Quittung ein – sie hat kein Geld erhalten -

Da schon zu viele Reklamationen einliefen, beschloss das Postamt nur eingnähte oder mit Spagat umbundene und abgesiegelte Pakete anzunehmen. Ein Vetter übernahm seine Kiste vom Postwagen abgesiegelt – beim Öffnen doch die große Enttäuschung – die gesuchte Wurst fehlte, die Schnapsflasche war mit Wasser gefüllt!! Wer hat das so gut gerochen? – Nach dem allem kamen die katholischen Ostern 1955 – da war der Schwindel und Rummel ganz groß und auffallend. Von 20–30 Paketen war die Hälfte ausgeraubt; in den 10 kg Säckchen statt Weißmehl, Kukuruzschrot, Kleie oder Salz darin. Einer trennte am Wagen das Säckchen auf und sagte ganz verärgert dem Factor: „*Schau statt Weißmehl ist da Schwarzmehl mit Schrot gemischt darin!*“ „*Na, damit kann man doch auch Brot backen!*“ war die Antwort.

Gar manche waren durch den Verlust tief gekränkt. Als die Leute geöffnet und gesehen haben, dass sie auch zum Opfer gefallen sind, haben sie bitter geweint. In einem 12 kg Paket – in dem man nach Verständigung 2 kg Zucker, 2 kg Reis, Grieß, 3–4 kg rote Paprika, Hausseife erwartet hat – war nur 12 kg Kukuruz-Schrot darin.

Ich war dabei, als manche geöffnet haben – kein Wunder, wenn da nach dem Schreck die Tränen kamen. – Wer kann so gewissenlos sein, so unglückliche ärmste Menschen noch zu berauben?!

Niemand konnte noch darauf kommen – dort – am Weg – hier – oder wo das geschieht!! Das ist eine unendliche lange Kette, da könnte man noch viel erzählen und schreiben darüber, dass einem Papier und Zeit ausgeht. – Aber der Factor sagte die treffenden Schlussworte – dazu wir uns fügen müssen.

– Eine Familie bekam eine schön vorschriftsmäßig verpackte 10 kg Kiste; ein längliches Platz war darin leer – nach dem Inventar fehlte ein paar neue Stiefel. Die Frau kam ganz energisch zum Sfat von dort, sie geht den Fall sofort dem Securitate Locotenent, melden. Der Factor lachte und rief ihr laut zu: „*Strenge dich doch nicht an – und bilde dir ja nicht ein, dass du das Stehlen in der Moldova abbringen wirst!!*“



Mit meiner Urgroßmutter Elsa Pierre, die ich in der Kindheit „Omalein“ nannte im Jahr 1969.

Das Foto wurde mittels KI optimiert und koloriert

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER

